

oder vielmehr, auch den Menschen zur Maschine zu machen. Wäre dieser Tendenz nicht zu entgehen, so wäre allerdings die Welt der Maschine unheilbar. Sobald die Wirtschaft nun ausschließlich auf den Profit ausgerichtet wird, besteht die Gefahr einer solchen durchgehenden „Rationalisierung“ und Automatisierung der Arbeit und des Arbeiters. Der Mensch hat dann keinerlei inneres Verhältnis mehr zu seiner Arbeit, und nichts in seinem Leben ist nicht von der Tatsache der Maschine angefressen. Alles wird unpersönlich; selbst die an sich humansten Bezirke werden mit in diese Entpersönlichung hineingerissen, z. B. der Krankendienst, die Pflege des Arztes.

Aber die Arbeit an und mit der Maschine kann auch von einer ganz anderen Seite her begriffen und gestaltet werden.

Der Mensch muß zum Bewußtsein gelangen von dem Zweck, dem Wert dessen, was er herstellt, von der sozialen Aufgabe seiner Arbeit. Dieses Bewußtsein erlangt der Arbeiter durch die Sozialisierung seines Betriebs. Dann verwandelt sich die brutale materielle Solidarität an der Maschine zu einer geistigen Solidarität von Menschen, die der gleichen Arbeit hingegeben sind und sich in ihrer Arbeit zu Hause fühlen. Die radikale Trennung von Denken und Arbeiten war dann nur die erste Etappe der neuen Entwicklung; dann folgte eine „psycho-technische“ Etappe, die wieder biologische, imaginative, affektive Werte in das Leben des Arbeiters einführte und ihn persönlich an die Maschine band; endlich aber erschließen sich ihm auch die sozialen Werte seiner Arbeit, die verbindende Kraft, die ihn mit Familie, Kameraden, Gewerkschaft, Beruf und Klasse zusammenschließt. Und zwar besitzt er diese Bindungen eben *durch* seine Arbeit, Bindungen des Herzens und des Geistes, die Freiheit bedeuten.

In der Wirklichkeit sind dies allerdings sehr schwierige Probleme; aber P. Chenu hält die Sozialisierung der Betriebe für den notwendigen Schritt dazu; auf der Basis der Technisierung, die gegeben ist, die Gemeinschaft zu gründen, die die logische Form der neuen Gesellschaftsordnung darstellt; sie kann durch die Einbeziehung der Person in die konkrete Arbeitsgemeinschaft den Widerspruch zwischen individueller Freiheit und sozialem Zwang überwinden. Wie der Christ sich bei dieser schwierigen und über tragische Kämpfe führenden Umwandlung einschalten könnte, ist nicht schwer zu sehen.

Um eine internationale Universität für soziale Studien

Als im Frühling dieses Jahres in Paris der dritte Jahreskongreß der „Internationalen Vereinigung von Universitätsprofessoren und Lektoren“ stattfand, wurde auch die Frage der Gründung einer Internationalen Universität für soziale Studien aufgeworfen. Einer der Männer, die an diesem Plan besonders interessiert sind, ist Professor Francesco Vito von der katholischen Universität in Mailand. Nach seiner Ansicht, die er im Juniheft der italienischen Zeitschrift „Vita e Pensiero“ auseinandersetzt, ist an der Bedeutung, die eine solche Universität haben würde, nicht zu zweifeln. Die Form und besondere Aufgabe eines solchen Institutes kann jedoch verschieden aufgefaßt werden, und die Diskussion über diese Frage ist auf der Tagung noch nicht abgeschlossen worden.

Der Plan dieser internationalen Universität geht, wie Professor Vito berichtet, von Professor S. Glaser aus, der an der Universität Lüttich juristische Vorlesungen hält und vorher dieselbe Tätigkeit in Wilna und Oxford ausgeübt hat. Er hat den Plan bereits auf dem vorjährigen Kongreß in Brüssel zur Sprache gebracht und die Gründung eines Studienkomitees veranlaßt, dessen Vorschlag in diesem Jahr in Paris erörtert werden konnte.

Der Hauptgedanke, so fährt Professor Vito fort, ist der, daß die geplante Hochschule nicht ein rein wissenschaftliches Ziel haben soll. Zwar würden die sozialen Studien selber auch bedeutenden Nutzen daraus ziehen. Aber der charakteristische Zug der Gründung soll in etwas anderem bestehen: sie soll vor allem ein ideologisches Ziel verfolgen. „Sie sollte sich zum Ziel setzen, die Idee der Zusammengehörigkeit der Völker und Nationen zu verbreiten und zu stärken; sie sollte den jungen Menschen die Probleme der modernen Welt in internationaler Beleuchtung zeigen. Diese Funktion sollte sie erfüllen, indem sie lehrt, daß die erste Pflicht eines jeden die Treue gegenüber der Welt ist und daß diese Pflicht darum auch jener vorausgeht, die aus der Treue zum eigenen Lande entspringt“. Die internationale Universität soll an die Stelle der Idee der Unabhängigkeit und Souveränität der Staaten die der wechselseitigen Abhängigkeit und der Souveränität des Rechts setzen. Mit dieser Ideologie soll die internationale Universität zur Festigung des Friedens zwischen den Völkern und zum Fortschritt der Kultur beitragen.

Zur praktischen Verwirklichung ihrer Ziele sollte diese internationale Universität vor allem in vier Sektoren arbeiten: in der Ausbildung der Lehrer für Volks- und Mittelschulen, in der Erwachsenenbildung, in der Ausbildung von Journalisten und durch Studium der internationalen Beziehungen. Da die Universität natürlich nicht die gesamten Berufsklassen dieser Art in allen Ländern erreichen könnte, hofft sie, daß die kleinen Gruppen ihrer Studenten in ihren jeweiligen Ländern diese Gedanken weiterverbreiten werden. Dies sind die wesentlichen Grundzüge des Planes von Professor Glaser.

„Noch vor wenigen Jahren“, sagt Professor Vito, „wäre die Vorlegung eines Programms für Sozialstudien mit ausgesprochen ideologischen Absichten in wissenschaftlichen Kreisen auf glatte Ablehnung gestoßen. Heute ist es nicht mehr so... Die Auffassung, daß die Sozialwissenschaften völlig den Naturwissenschaften gleichzustellen seien und die Menschenwelt vom Forscher nicht anders betrachtet werden dürfe als die Welt der Steine, Pflanzen und Tiere, herrscht nicht mehr uneingeschränkt unter den Vertretern der Sozialwissenschaften der verschiedenen Länder“.

Der italienische Gelehrte selber schließt sich jedoch diesem Vorschlag nicht vorbehaltlos an. Er gibt zu bedenken, daß ein solches internationales Institut, wie jede kulturelle Einrichtung dieser Art, zwei Ziele haben könne, nämlich das der Weitergabe von gewonnenen Resultaten und das der Forschung und der Suche nach der Lösung der verschiedensten Probleme. T. S. Eliot hat den Ausdruck „Produzenten und Konsumenten der Kultur“ geprägt. Die Internationale Universität, so wie Professor Glaser sie geplant hat, würde sich an die Konsumenten wenden, die Interessen der Produzenten jedoch zu wenig berücksichtigen. Professor Vito ist der Ansicht, daß es wichtiger wäre, die „Produzenten der Kultur“ zu

ermutigen, und er hält die ideologische Zielsetzung für ungeeignet zu diesem Zweck.

Er sieht hinter der Gestalt dieses Planes ein unausgesprochenes Mißtrauen gegenüber den Ergebnissen der Wissenschaft. Der Glaube, daß Wissenschaft und Fortschritt ein und dasselbe sind, ist von den Erfahrungen ad absurdum geführt worden. Darum sucht man nach einem übergeordneten Prinzip, das die Wissenschaft zum wahren Fortschritt leiten könnte. „In dieser kritischen Position lebt der ewige Gegensatz wieder auf zwischen dem, der mit Plato in der Wissenschaft einzig die Entdeckung und Anschauung der Wahrheit sucht, und dem, der in ihr — wie es Francis Bacon als erster formulierte — den Weg sieht, die Menschheit glücklich zu machen“.

Man hat bis vor kurzem bei der Erforschung der Einheiten des sozialen Lebens von jeder Wertskala abgesehen; heute will man anders verfahren, weil man jene Methode für irrig hält, und damit hat man zweifellós recht. Aber die Frage ist noch keineswegs geklärt. Man versucht auch, die Sozialwissenschaften mit den Naturwissenschaften

in der Weise zu verbinden, daß man sich auf die Aufgabe des alten Prinzips der Kausalgesetzlichkeit in den Naturvorgängen beruft. Will man andererseits den menschlichen Werten einen Raum in den Sozialwissenschaften einräumen, so muß man bedenken, daß es nicht genügt, diese Werte anzuerkennen, sondern daß man sie auch definieren muß.

Gerade weil all diese Fragen noch ungeklärt sind, sollte ein internationales Studieninstitut den Hauptwert darauf legen, sie zu erörtern, zu vertiefen und von allen Seiten aufzurollen, nicht aber sie an breitere Schichten weiterzugeben, als ob es schon feststehende Ergebnisse gäbe. „Die Sozialstudien mit den menschlichen Werten fest zu verbinden, ist eine edle Aufgabe und jeder Mühe wert; aber die intellektuelle Sauberkeit, die die eigene Stimme auch den verschiedensten doktrinären Richtungen zugänglich machen möchte, sofern sie nur von dem aufrichtigen Wunsch erfüllt sind, die Wahrheit zu finden, ist ebenfalls ein Wert, der verteidigt werden muß“.

Das Bildnis

Maximilian Kaller

Derzeit der letzte deutsche Bischof von Ermland starb am 7. Juli 1947 während eines Aufenthaltes zwischen zwei Zügen in seiner Notwohnung in Frankfurt a. M. Er war auf der Durchreise von Bayern, wo er sich mit ost-deutschen Flüchtlingen getroffen hatte, im Begriff die Heimatlosen in Westfalen zu besuchen. Der Bischof war kaum eine halbe Stunde krank, wiewohl seit langem leidend. Er starb am Herzschlag, wurde behelfsmäßig in einem Krankenhause aufgebahrt und auf dem Friedhof von Königstein i. T. bestattet.

Was an diesem Bischof zuerst in die Augen fällt, ist die schlichte Selbstverständlichkeit, mit der er das Schicksal seiner Landsleute teilte, heimatlos, rastlos und völlig arm. Nach jahrelangem Umherirren hatte er in Frankfurt drei Zimmer gefunden, für sich, für seine Schwester und seinen Sekretär, in denen auch das Büro untergebracht war. Dieser Wohnung entsprachen, wenigstens im Anfang, des Bischofs Geldverhältnisse. Der erste, der ihm ermöglichte, seine Schulden beim Bäcker zu bezahlen, war der Küster der Kirche, in der Bischof Kaller als Quasi-Kaplan das Opfer feierte. Jener einfache Mann kam auf den Gedanken, den Bischof zu fragen, ob er auch Geld habe. Auf die verneinende Antwort setzte er den Pfarrer in Bewegung. Dann war es Erzbischof Gröber, der als erster unter den bischöflichen Amtsbrüdern sich der Geldnot erbarmte, die eine Not des Nicht-helfen-könnens war. Am Lebensstil des Bischofs änderte das Geld nichts. Die Militärregierung bot ihm eine standesgemäße Wohnung an. Er lehnte sie ab, weil es sich nicht zieme, daß der Flüchtlingsbischof besser wohne als der letzte seiner Priester. Das Schicksal seiner Flüchtlinge zu teilen, wenn er es nicht mildern konnte, war Sinn und Inhalt seiner letzten Jahre. Er besaß kein Auto. Man sah ihn auf einen Lastwagen steigen, und auf einem Lastwagen machte er die letzte Autofahrt seines Lebens. Wenn er auf seinen Reisen zu den Flüchtlingen irgendwo

in Deutschland am Abend gezwungen war, auf einem Bahnhof zu übernachten, suchte er häufig nicht etwa das nächste Schwesternhaus auf, sondern ging in den Bahnhofsbunker, ließ sich im Blechnapf die Suppe geben und stieg auf seine Pritsche in der zweiten oder dritten Etage. Das erregte manchmal Aufsehen; denn man hatte in diesem Milieu noch keinen Bischof gesehen. Aber Maximilian Kaller war Mitglied des dritten Ordens des heiligen Franz.

Er suchte nicht diese Armut, er trug sie bereitwillig, um den Seinen zu helfen und dem Herrn zu gehorchen. So wurde er sehr unfreiwillig der populärste Bischof des deutschen Volkes, der bis weit hinein in den Bereich der getrennten Brüder erkannt wurde. Die Jugend würde das bestätigen können, wie sie ihn enthusiastisch verehrte und sein Bild, das erschütternde Bild seines ausgemergelten, hohläugigen und von tiefen Furchen durchpflügten Gesichtes, wie sie dies Bild in der Brieftasche herumtrug, wie sie von diesem Bischof sprach, wenn er nicht dabei war, wie sie ihn als „unsere Mann“ bezeichnete, wie sie sich jenen Vorfall zuraunte, bei dem einer von ihnen dabei war, als der Bischof von einem betrunkenen Soldaten geohrfeigt wurde und zu seinem Begleiter sprach: „Sprich nicht davon, nehmen wir es hin für Christus“.

Seine Volkstümlichkeit war die Ausstrahlung seines inneren Lebens, die Auswirkung des Wahlspruchs, den er stürmisch und zäh zugleich verwirklichte: „Caritas Christi urget me“ — (die Liebe Christi drängt mich. Über sein inneres Leben darf nur wenig vor die Öffentlichkeit gebracht werden. Es war gespeist von der Betrachtung. Udenkbar, daß Bischof Kaller ein Tagewerk nicht mit der Betrachtung begonnen hätte, wann immer der vorhergehende Tag geendet haben mochte. Die überlebenden Priester seines Bistums kennen die Betrachtungen, die er mit ihnen in seiner Hauskapelle oder mit der Gemeinde in irgendeiner Pfarrkirche zu halten pflegte. Dann sprach er wirklich, wie der Geist es ihm eingab, und was er sagte war, ebenso einfältig wie erleuchtet. Vor allem, es bewährte sich auf der Stelle. Es gab bei-